

Pastor Emil Wacker

(1839 – 1913)

Erster Rektor der Ev.-Luth. Diakonissenanstalt, Flensburg.

„Zeuge lokaler, staatlicher und theologischer Spannungen“

Von Adolf Thomsen

I. ZEUGE LOKALER SPANNUNGEN

Wenn von Spannungen die Rede ist in diesem Bericht, dann sind damit nicht Skandale gemeint, sondern tiefgehende Ereignisse mit fruchtbaren Ergebnissen.

Pastor Emil Wacker kam von Rinkenis (Nordschleswig) nach Flensburg als Nachfolger von Superintendent Dr. Hardeland, der nur zwei Jahre der neu gegründeten Diakonissenanstalt vorstand. Das Hospital des Gotthardt- u. Anna-Hansen-Stiftes sollte zu einem richtigen Krankenhaus entwickelt werden. Die Vorstellungen darüber waren nicht einheitlich. Der Magistrat war als Vorstand der Stiftung eingesetzt. Er brauchte eine Schwesternschaft. Gleichzeitig suchten aktive Kräfte in Kirche und Bürgerschaft einen Ort für ein neu zu begründendes Diakonissenhaus, von dem kirchliche Schwestern gesammelt, ausgebildet und ausgesandt würden. Man dachte nicht nur an Flensburg. Ein Ausschuß, dem Persönlichkeiten des ganzen Landes angehörten, einigte sich mit dem Flensburger Magistrat als Verwalter der Gotthardt- u. Anna-Hansen-Stiftung. Bei dem Landesausschuß der Diakonissenanstalt, in dem auch Oberbürgermeister Toosbüy Mitglied war, lag jetzt die Verantwortung für das neue Hospital. Das Grundstück gehörte noch weiter 25 Jahre dem Stiftungskapital und damit unter die Obhut des Magistrats. In dieser doppelten Sicht eines kirchlichen Werkes und einer städtischen Mitbeteiligung lag die Spannung, mit der Superintendent Hardeland nicht zurecht kam. Der Boden für das Diakonissenhaus, wie er es wohl in Parallele zu schon bestehenden Häusern entwickeln wollte, war noch nicht gegeben. Wackers Nachfolger Pastor Matthiesen schreibt: „Manches Diakonissenhaus zeigt in seiner Gründung starke erbauliche Züge. Unser Haus ist schlecht und recht aus den Bedürfnissen des Landes Schleswig-Holstein und der Stadt Flensburg erwachsen. Das ist für ein lutherisches Diakonissenhaus kein übler Anfang.“ Es war aber für die neue Institution alles noch unklar; die Ausdrücke: städtisch, staatlich, kommunal, christlich, kirchlich wurden hin- und hergeworfen. Hardeland ging und Wacker kam. Daß man einen Theologen als Rektor des neuen Werkes brauchte, war in der Stadt von manchen kritisiert,

aber im Vorstand nicht bezweifelt. Die Krankenpflege als weltlichen Beruf gab es nicht, und es gab großartige Vorbilder von Diakonissenhäusern, z. B. in Kaiserswerth und Neuendetschau. Die Schwestern zu einer christlichen Gesinnungsgemeinschaft zusammenzufassen war die Aufgabe. Warum sollte nicht auch in Flensburg möglich sein, was in Altona anfang, in Hamburg schon war, in Hannover, in Straßburg und Kopenhagen. Man brauchte außer einer führenden Oberin einen leitenden Pastor.

Von 1876 bis 1910, also 34 Jahre, von seinem 37. bis zu seinem 72. Lebensjahr hat Wacker die Flensburger Diakonissenanstalt geleitet, und es gibt keinen Zweifel darüber, daß es ihm an hervorragender Stelle zu danken ist, daß die im Start und in der weiteren Entwicklung liegenden zahllosen Fußangeln dem Verhältnis zu Staat und Bevölkerung nicht geschadet haben. Nach 25 Jahren trennten sich friedlich finanziell Magistrat als Vorstand des Stiftes und die Diakonissenanstalt. Oberbürgermeister Toosbüy hatte zwar vorher gesagt, dieses Arrangement würde nie zustandekommen. Am Rand des Protokolls schrieb Pastor Matthiessen später: „Man skal aldrig sige aldrig – man soll nie nie sagen!“ Die damaligen Probleme waren gewiß nicht geringer als unsere heutigen über die Kooperation der Krankenhäuser. Daß ihr friedlicher Abschluß möglich war, läßt vermuten, daß die durch Wacker von Hardeland übernommene Verantwortung in guten Händen war.

Natürlich war für die Entwicklung der Diakonissenanstalt entscheidend das Verhältnis Bürgermeister Toosbüys zu Pastor Wacker. Er stand hinter der Diakonissenanstalt in ihrer christlich-sozialen Zielsetzung, wie auch seit 1899 sein Nachfolger Dr. Todsen. Aber sie wollten auch die Kosten eines Krankenhauses der Stadtkasse fernhalten. Wie Toosbüy, so hat auch Senator Knuth, der Initiator Flensburger Diakonie, im guten Kontakt mit Pastor Wacker gestanden.

Zu dem ursprünglichen Gewese des alten Gotthardt- u. Anna-Hansen-Hospitals hatte die Diakonissenanstalt unter Wackers Leitung das heutige Gelände zwischen Knuthstraße, Burgplatz, Duburger Straße und Marienhölungsweg erworben und z. T. bebaut. Das Stift lag damals noch allein auf einsamer Höhe. Der Straßenbau hat in dem Anfangs-Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts erst begonnen. Es gab keinen Nordergraben und keine Toosbüystraße. Man kam durch die Marienstraße, damals „Kohgang“, also „Kuhweg“, von der Stadt auf die Höhe. Rundherum waren Felder für die Kühe. Das Hospital auf der Höhe war für arme Leute, die es reichlich gab.

Einen Einblick in die damaligen Verhältnisse geben die Lebenserinnerungen von dem späteren Rektor Martens, in der Flensburger Stadtgeschichte. Er wohnte in der Marienstraße, also Kohgang, dort waren Kuhställe und auch Wohnungen für arme Leute, wie seine Familie. Er wurde mit viel Prügelstrafen in der Freischule, d. h. Schule für Arme ohne Schulgeld, unterrichtet. Die Familie genoß aber auch die Mildtätigkeit der Franziskanerinnen, die seit dem Krieg 1864 in Flensburg geblieben und ein Krankenhaus in der Marienstraße eingerichtet hatten. Es war ja für sie Mission; denn Flensburg hatte keine Katholiken. Das alte Hospital im Gotthardt- u. Anna-Hansen-Stift konnte als Krankenhaus wohl nicht

gelten. Was zu einem Krankenhaus gehört, lernte man erst damals. Eine alte Frau, die dem Jungen viele Geschichten erzählte, kam in ihren alten Tagen ins Krankenhaus. Sie, die sich sicher höchstens einmal in der Woche mit ihrer Waschschüssel spiegelte, wurde nach ihrer Einlieferung ins Krankenhaus gebadet. Vor Schrecken über soviel Wasserverschwendung starb sie, so erzählt Martens.

Warum erzähle ich dies? Es gibt einen Einblick in die Zeit, in der Wacker zum Aufbau einer Diakonissenanstalt mit Krankenhaus berufen wurde. Eine Zeit vieler sozialer und rationaler Gegensätze. Wacker war 1875 als Gast beim ersten Jahresfest dabei, als Dr. Hardeland die ersten drei Schwestern einsegnete. Beim zweiten Jahresfest 1876 war er selbst der Verantwortliche. Der Vertrag, den Pastor Wacker übernahm, sicherte der Stadt günstige Preise für von ihr einzuliefernde Kranke. Im übrigen mußte die Schwesternschaft die Kosten für Ausbau des Hauses und für die Versorgung der Patienten selbst aufbringen. Für einen Patiententag rechnete das Haus 1877 1,20 RM laufende Selbstkosten. Heute sind es ja 175,- DM, und zwar nicht wegen Inflation. Es gab keine Krankenkassen. So mußte mit den freiwilligen Spenden als wesentlicher Einnahme gerechnet werden. „Was muß ein Anstaltspastor nicht alles erbitten“, seufzte Pastor Wacker in seinem von ihm herausgegebenen Blatt, in dem er z. B. um alte Leinwand, auch um festgelegtes Kapital bat, dessen Zinsen für die Bereitstellung von Freibetten, also für Nicht-Zahlungsfähige gelten sollten. Es ist interessant, die im Korrespondenzblatt als Spender veröffentlichten Namen zu finden. Da ist Nordschleswig und Holstein vertreten. Namen wie Plettner, Selk, Lüderitz, die Prinzen und Prinzessinnen. Dankbar schreibt Pastor Wacker vom Erbherr F. v. Bülow auf Bothkamp, dessen Name lange nicht bekannt war, der die Anstalt nie besucht, aber immer große Spenden sandte. „Aber wo bleibt all das Geld“, so gab es böswillige Stimmen in der Presse. Landauf, landab wurde für die Diakonissenanstalt gesammelt. Freundeskreise bildeten sich in vielen Gemeinden. Aktive Mitglieder gingen mit Sammelbüchern für regelmäßige Beiträge. Die Patienten wurden bald nach aufwendiger Akutbehandlung und langwierigen Pflegefällen getrennt. Für die Pflegefälle baute die Diakonissenanstalt das schon genannte Siechenhaus, heute Gotthardt- u. Anna-Hansen-Stift. Ein Arzt war zunächst tätig, der auch noch eine Praxis in der Stadt hatte, bis dann der Berliner Chirurg Dr. Schädel berufen wurde.

Waren es 1876 im Hospital 380 verschiedene Patienten, so konnte Pastor Wacker in seinem letzten Jahresbericht 1910 die Zahl der behandelten Kranken mit 1572 angeben. 1976 sind die Zahlen: 8571 stationäre Patienten, 15 941 ambulante Patienten, 802 Entbindungen, insgesamt also 25 314 Patienten in einem Jahr. So hatte sich der Wunsch des Magistrats erfüllt, daß ein aller medizinischen Entwicklung offenes Krankenhaus entstünde, für dessen Ausbau und laufende Kosten der Stadtverwaltung jegliche Pflichtbeteiligung ferngehalten wurde. Die erste Barspende der Stadt finde ich verzeichnet im Bericht vom 25jährigen Jubiläum, wo Oberbürgermeister Dr. Todsen im Namen der Stadt für

den Bau eines Schwestern-Altersheimes 3000,- Mark überreichte. Die Feier fand statt im Lokal „Tivoli“ an der Stuhrs Allee.

Das Verhältnis zum Magistrat war durch Sachlichkeit bestimmt. Aber es gab natürlich auch Gegner, die sich in der Zeitung darüber erregten, wozu der orthodoxe Pastor in der Diakonissenanstalt nötig sei. Eines Tages war sogar im „Revolverblatt“ wie Wacker sagte – ich habe nicht festgestellt, welche der erscheinenden Zeitungen es war –, zu lesen, daß Pastor Wacker mit der Gemeindegeschwester Elise Mumm durchgebrannt sei. Pastor Wacker war gerade zur Kur mit seiner Frau in Meran und die stadtbekannteste Diakonisse Elise Mumm bei Verwandten in Amerika. Sie war Gemeindegeschwester im Nordergraben. Die Verleumdung war also schnell aufgeklärt. Aber immerhin zeigt die Begebenheit, daß die Arbeit Pastor Wackers auch in der Stadt nicht nur Freunde hatte.

Der Name Elise Mumm möge als Hinweis darauf dienen, daß inzwischen sich die Arbeit nicht nur auf das Hospital und das Siechenhaus beschränkte. Schon 1877 wurden zwei Schwestern dem Frauenverein als Gemeindepflegerinnen zur Verfügung gestellt. Die Arbeit der Schwestern in den Häusern gehörte von Anfang an zum Programm der Diakonissenanstalt. Es gab auch bald Stimmen, die vorwurfsvoll daran erinnerten, daß Pastor Wacker zuviel für Flensburg und zu wenig fürs Land täte. Er entgegnete, daß man erst in Flensburg das Zentrum bauen müßte und daß das Mutterhaus auch in Flensburg besonders viel Entgegenkommen gefunden hätte. Die Flensburger Gemeindepflege wuchs, wurde später von den vereinigten Kirchenvorständen übernommen. Senator Knuth stiftete das Haus am Nordergraben als zentrale Wohnung der Schwestern mit Kindergarten, der noch dort existiert. Die Gemeindegeschwisterarbeit wurde zur Sache jeder Gemeinde, und die Kirchengemeinde sorgte für eigene Wohnung in ihren Bezirken. Der Name „Knuth-Stiftung“, „Knuthstraße“ – erinnert daran, daß Wacker nicht allein stand.

Was in Flensburg begann, ging bald ins Land hinaus. Für die Gemeindepflege hatte Pastor Wacker kräftige Anregungen von Mühlhausen/Elsaß geholt. Dort lernte er Straßburger Diakonissen kennen, die zu sieben von ihrem Zentrum aus die Bevölkerung versorgten. Das Krankenhaus in Mühlhausen mit 400 bis 500 Betten gehörte zu den größten, die er gesehen hatte. In dieser industriellen Gegend meinte er, habe die Innere Mission die soziale Frage faktisch gelöst. Der Verein „Arbeiterquartier“ dort erstrebte für jeden Arbeiter eigene Wohnung mit Garten und förderte die Selbsthilfe.

Die Flensburger Diakonissen wurden im Lande bekannt und gesucht. Als Pastor Wacker sein Amt 1910 aufgab, hatte die Flensburger Diakonissenanstalt 285 Schwestern. Von ihnen arbeiteten 218 auf 100 Außenstationen in 62 Orten der Provinz. Pastor Wacker hat für diese Stationen die Verträge geschlossen, und es wird betont, daß sie sich durch Kürze und Klarheit auszeichneten.

Dieser, in seiner kirchlichen Aggressivität viel angegriffene Mann, war für die Vorstände, teils waren es Kirchengemeinden, teils Kommunalgemeinden und Stadtverwaltungen, teils Vereine, ein guter Partner. Die Mutterhausleitung wurde bei den 100 Vertragspartnern kurz als Flensburg bezeichnet. Darauf wies Pastor

Wacker als Antwort auf Dr. Todsens Festrede 1899 hin, die Diakonissenanstalt hätte nicht nur Flensburg gedient, sondern auch durch den Dienst der Schwestern den Namen Flensburg als einen kirchlich-sozialen Faktor im Lande von Hadersleben bis Hamburg zu Ehren gebracht. 66 von den 100 Stationen waren südlich, 34 nördlich von Flensburg.

Die Probleme Flensburgs waren nach 1864 naturgemäß stark wirtschaftlicher Natur. Die Kaufmannschaft war voller Initiativen. Neue Banken entstanden. Überall wurden mit der neuen preußischen Staatsmacht für das öffentliche Leben neue Akzente gesetzt. Gleichzeitig mit dem Diakonissen-Hospital begann auf der Duburger Höhe der Bau der Kasernen, kam die Duburger Höhe zur Stadt Flensburg, während sie bis dahin nach Handewitt gehörte. Einige Jahre danach lief auf der Werft das erste Dampfschiff ohne Segel vom Stapel, wurde der Friedhof an der Mühlenstraße eröffnet, fuhr die erste Pferdebahn auf Schienen von der Neustadt bis zur Angelsburger Straße, wurde die Bahn nach Kiel eröffnet, während sie nach Husum und Rendsburg schon länger in Betrieb war.

In dieser Zeit begann also auch die Arbeit der Diakonissenanstalt in Flensburg, für Flensburg und von Flensburg aus fürs ganze Land. Es war eine Arbeit der christlichen Gemeinde; ein Pastor und christliche Schwestern taten sie. Flensburger Diakonissen und der Name Wacker gehören für die ersten 34 Jahre ihrer Tätigkeit zusammen. Es war deshalb wohl billig, daß die Diakonissenanstalt das Haus der Jugend Wackerhaus genannt hat.

II. ZEUGE STAATLICHER SPANNUNGEN

Als Pastor Dr. Carl Matthiessen, der Nachfolger Emil Wackers, 1920 in der Abstimmungszeit gefragt wurde, ob man in Schleswig wählen könnte, was man wollte, antwortete er: „Wir können uns nichts aussuchen, wir sind das, was wir werden mußten.“

Pastor Wacker war geboren 1839 als Sohn des Lehrers und Organisten von Kotzenbüll in Eiderstedt. „Da sind ja sogar die Ochsen deutsch“, hatten später in Hadersleben zu seinem Ärger dänische Mitschüler gesagt. Als Neunjähriger erlebte er bei den politischen Auseinandersetzungen mit, wie ein berittener dänischer Soldat, der ihn eben angefahren hatte, von einer preußischen Patrouille erschossen wurde. Er lief weiter mit dem Suppentopf zum Versteck seines Vaters im Kornfeld. Den suchten die Dänen nämlich als Aufrührer, weil er sich an der deutschen Erhebung beteiligt hatte und mit Dorfbewohnern auf der Klinkerchaussee exerziert hatte. Obgleich er also deutsch gesinnter Schleswig-Holsteiner war, schickte er doch seinen Sohn nach der Konfirmation auf das Dänische Gymnasium nach Hadersleben.

Die politische Zukunft Schleswig-Holsteins im Gesamtstaat Dänemark schien 1851 entschieden. Der Sieg der dänischen Truppen bei Idstedt brachte für alle, die

sich eine schleswig-holsteinische Zukunft in Verbindung mit Deutschland erhofft hatten, schwere Belastung und Unsicherheit. Der Sohn sollte nicht im Streit mit der Regierung aufwachsen, darum die dänische Schule in Hadersleben.

Wie später die Verdeutschungspolitik unter Köller nach 1864, so gab es vorher in der Zwischenzeit seit 1851 die Danisierungspolitik.

In Flensburg zerbrach nach 1848 eine gute Pastorenfront kirchlicher Erneuerung, die Gruppe der vier Herausgeber des Flensburger Religionsblattes. Man fühlt sich erinnert an 1933, als Bischöfe abgesetzt und im Drang der politischen Auseinandersetzungen der Kreis des Altonaer Bekenntnisses zerbrach, Pastoren und Propste abgesetzt und andere ernannt wurden. Nach 1851 wurde Propst Volquards an St. Johannis, einer der vier, abgesetzt, durfte auch, trotz Gemeindecinspruchs für ihn, nicht Pastor an St. Johannis bleiben. Er wurde dann allerdings von der provisorischen Regierung in Kiel zum Propst in Sörup eingesetzt. Sein bisheriger Freund und Mitarbeiter, Pastor Aschenfeld an Nikolai, entschied sich gegen die schleswig-holsteinisch-deutsche Politik und für die Loyalität gegenüber dem dänischen König und dem Gesamtstaat. Er wurde statt des Freundes Volquards zum Propsten in Flensburg ernannt. Aschenfeld klagte: an die Stelle der christlichen Liebe sei die Nationalität gesetzt. Die Begriffe seien verwirrt, daß „Deutsch oder Dänisch“ das Schibboleth geworden sei, da es doch heißen müßte, „dem König gehorsam oder Empörer“, „illoyal oder loyal“. Alle 4 waren theologisch bestimmt von Claus Harms in Kiel, und waren einig darin, den Vernunftglauben, die theologische Version der Aufklärungszeit, des Rationalismus, zu entlarven als den Tod allen geistlichen Lebens. Aber die Politik bremste sie.

Man konnte dabei in Flensburg zurückgreifen auf die vorrationalistische Bewegung, die durch die Brüdergemeinde von Herrnhut und Christiansfeld und Halle auch in Flensburg starke Wirkungen gehabt hatte. Das war die Zeit des Pietismus, in der Struensee, der Vater des in Kopenhagen zum Tode verurteilten Staatsministers, Generalsuperintendent war. In Flensburg waren die begeisterten Anhänger der Frankeschen Waisenanstalten in Halle die Hauptkräfte für soziale Hilfe Mitte des 18. Jahrhunderts gewesen. Damals, vor allem die energische Anna Thomsen, verw. Lorck, geb. Bunsen.

Auf diese Bewegung des Jahrhunderts davor konnte also die Klaus-Harms-Gruppe unter den Pastoren in Flensburg zurückgreifen. Sie wurde durch die Staatspolitik dieses Jahrzehnts zerbrochen. Viele Pastoren verloren ihr Amt. Für die Führer, besonders die deutschgesinnten Pastoren, begann eine Welle der Ausweisungen. Bekannt sind z. B. die Absetzungen und Ausweisungen von Godt, dem späteren Generalsuperintendenten und Kaftan, dem Vater des Generalsuperintendenten, von Prahl, dem Vater des späteren Propstes in Hadersleben.

1858 waren in Schleswig noch 126 gebürtige Schleswig-Holsteiner als Pastoren, aber hinzugekommen 156 aus dem Königreich Dänemark, über deren Eignung auch die dänischen Historiker geringe Meinung haben. Zu einem tüchtigen unter ihnen – Mörk-Hansen in Feldstedt –, sagte der König: „Er de ikke en lile smule for meget politiker?“ „Sind Sie nicht ein bißchen zuviel Politiker?“

In dieser Zeit um 1848 erlebte also Wacker seine Jugend. Der pietistisch orientierte, von der dänischen Regierung neu eingesetzte, also gegen die schleswig-holsteinische Bewegung eingestellte Bischof Boesen gab bei der Visitation in Kotzenbüll dem Vater Wackers den Rat, seinen Sohn studieren zu lassen. Er bekam Privatunterricht in Latein und Griechisch bei dem dänischgesinnten und theologisch- und historisch-grundvigianisch orientierten Pastor Christensen in Tönning. Offenbar hat Pastor Christensen positive Eindrücke bei seinem Schüler hinterlassen.

Die politischen Spannungen haben für ihn, als der Vater ihn auf das Gymnasium nach Hadersleben schickte, noch keine feindseligen Formen angenommen. Trotz dänischen Schulunterrichts soll Wacker auch später in seinem dänischen Sprechen gewirkt haben, als übersetzte er aus dem Deutschen. Jens Holdt sagt: (in: Pontoppidae: „Tysk praeste og sognhistoriker“). „Er sprach – et lit knutert oversat tysk.“ In Hadersleben standen für ihn eher kirchliche Probleme im Vordergrund als staatliche. Es war die Zeit, als die Angriffe Sören Kirkegaards gegen das lahme Christentum der offiziellen Kirche die Gemeinden aufregten. In Hadersleben war es besonders der Propst Kohfoot-Hansen, der 1887 zur katholischen Kirche übertrat. Sein Studium führte Wacker folgerichtig von Hadersleben nach Kopenhagen. Der dänische Kirchenhistoriker Larsen schreibt dazu in seiner Kirchengeschichte Schleswig-Holsteins: „Nach allem Vorhergehenden schien Wacker ein guter dänischer Mann zu werden. Aber plötzlich brach er ab und ging nach Kiel und Berlin.“ Es klingt ein wenig bedauernd und kopfschüttelnd.

In Kopenhagen lehnte Wacker eine angeblich im Namen schleswigscher Studenten verfaßte Adresse an König Friedrich VII. ab, in der sie ihrer Freude Ausdruck gaben, daß sie in Kopenhagen studieren könnten, statt in Kiel, wo man in Lüge und Meineid unterwiesen würde. An seinen Vater schrieb er: „Meine Sprache ist deutsch, meine Dichter schrieben deutsch, mein Wesen ist deutsch und eben dadurch den Studenten hier so schroff gegenüberstehend. Mutter, Heimat, Vater sind mir deutsch und vieles mehr, nur das bißchen Bildung, das mein ist, ist zum Teil dänischen Ursprungs.“ Er konnte nicht in Kopenhagen bleiben. Die Stipendien wurden ihm auch entzogen; das Studium setzte er im Herbst 1864 in Kiel fort und später in Berlin. Dort hat er Professor Steinmeyer hochgeschätzt als Lehrer.

Seine Entscheidung fiel also vor dem Jahr 1864. Es war keine Anpassung an Preußen, auch keine Entscheidung gegen den Gesamtstaat, aber gegen nationale Vergewaltigung des Deutschen im Herzogtum Schleswig. 1865 machte er sein erstes theologisches Examen in Kiel, war zur Vorbereitung auf das 2. Examen bei Pastor Reuter in Ladelund, Hauslehrer in Ullerup bei Apenrade und Hilfsgeistlicher bei Propst Höck in Ketting auf Alsen.

Der aus der Verbannung zurückgekehrte Godt, jetzt als Generalsuperintendent, Nachfolger des Bischofs Boesen, der 1867 in Vejle starb, veranlaßte ihn, sich in seinem, Boesens, Heimatort Rinkenis bei Gravenstein zu bewerben. In Rinkenis war auch nach 1864 Dänisch die Kirchensprache. Er wurde nach der Wahlpredigt

fast einstimmig gewählt. So war auch die Entscheidung gefallen, daß das überwiegend dänischsprachige Nordschleswig seine kirchliche Heimat werden würde. Das erste Kirchenblatt in Dänemark überhaupt gab Wacker, zunächst als „Rinkenis-Kirkeblad“ und dann mit großer Verbreitung als „Kirkelig Søndagsblad“ heraus. Die meisten Artikel schrieb er selbst und alles dänisch. In Rinkenis hat er ein lebendiges Gemeindeleben hinterlassen. Als er nach Flensburg berufen wurde, gab er die Schriftleitung an Pastor Clausen, Düppel, redigierte aber selbst in dänischer Sprache ein Beiblatt als Bericht- und Werbeblatt für die Diakonissensache. Vielsagend war der Vermerk zum Schluß des Blattes: „Alle pengegabe insendes til Udgifveren i Flensborg, store gade Nr. 10“ – „Alle Geldgaben zu senden an den Herausgeber in Flensburg, Große Str. 10.“ Da wohnte Pastor Wacker also in den ersten Jahren. Ein Pastorat der DA gab es noch nicht, es ist das Haus, neben dem heutigen Colosseum. Man wohnte damals noch in der Innenstadt. Auch der Große Kurfürst hat ja einmal in der Großen Straße gewohnt.

In Rinkenis verlobte sich Wacker mit Marie Petronella Plum von der dänischen Insel Møen, die er bei Verwandten in seiner Gemeinde kennenlernte. Auch diese Eheschließung mag ein Zeichen dafür sein, wie wenig nationalistisch seine persönlich-nationale Entscheidung gefärbt war. Es ist nirgends die Rede davon, daß es ungute Spannungen in der Familie gegeben habe, die doch in zwei Volkstümmern wurzelte. Im Nachruf nach ihrem Tode 1902 sagt Wacker: „Wie sie mit ihrem Mann den Glauben teilte, dein Gott – mein Gott, so teilte sie mehr und mehr mit ihm auch die Zugehörigkeit zu Land und Volk, ohne daß sie aufhörte zu sein, was sie durch Geburt und Erziehung war – eine Tochter Dänemarks.“ Wacker ist im ganzen ein Beispiel für viele dafür, daß Angehörige verschiedener Kulturen auch in einem von Staaten umstrittenen Grenzgebiet zusammen leben können. Seine Frau ist die Frau eines deutschen Mannes geworden und baute mit ihm eine deutsche Familie, aber er war nicht antidänisch und sie mußte nicht antidänisch werden.

Als Pastor Wacker 1876 an die neu gegründete Diakonissenanstalt berufen wurde, lag die Eingliederung in das Königtum Preußen schon zehn Jahre zurück. Die Initiativen für die Gründung lagen ebenso sehr südlich wie nördlich Flensburgs. In Flensburg selbst war es dem Oberbürgermeister Toosbüy gelungen, die deutsch-dänischen Interessen zu einer sachlichen Zusammenarbeit zu bringen. Der Hauptbeteiligte Stadtrat Knuth war in der Zeit des dänischen Gesamtstaates ein Mann des Vertrauens und war es auch jetzt in der Anpassung an die preußische Gesetzgebung. Pastor Wacker konnte wohl als ein Mann gelten, der Vertrauen schaffen würde im dänischsprachigen wie im deutschsprachigen Gebiet. Das war nötig; denn das Ziel war ja nicht nur, ein Krankenhaus für Flensburg zu entwickeln, sondern zugleich eine Diakonissenschwesternschaft für das ganze Land. Dafür gab das kirchlich regere Nordschleswig mehr Voraussetzungen als Südschleswig und Holstein.

So ist es denn auch so geworden, daß bis zur Abtretung 1920 immer etwa ein Drittel aller Schwestern aus dem verhältnismäßig kleinen Nordschleswig gekommen ist. Natürlich ist die enge Zusammengehörigkeit der nur Deutschsprechen-

den und der am liebsten ihre heimatliche dänische Mundart Sprechenden nicht ohne Probleme gewesen. Aber die geistliche Zusammengehörigkeit war das Entscheidende, und das Flensburger Haus war das einzige heimatliche, in dem eine nordschleswige Schwester sprachlich kein Fremdkörper war.

Doch die wachsende aktive dänische Volkstumsbewegung Schlesiws sah ein solches deutsch geführte Haus als einen nationalen Verlust an. Zwar wurden die nordschleswigschen Krankenhäuser und Gemeindepflegestationen von Flensburger Diakonissen betreut, die überwiegend Landeskinder waren und an ihren Arbeitsplätzen selbstverständlich den heimatlichen Sprachkontakt hatten, aber sie waren durch ihre Zugehörigkeit zu dem Mutterhaus in Flensburg verloren für die Bemühung, Haltung gegen Preußen anzunehmen. In der Führung des Mutterhauses selbst waren auch mehr aktive Verbindungen geknüpft nach dem Süden.

Von der ersten Oberin v. Bassewitz aus Mecklenburg mußte man sich zwar leider wieder trennen, aber es gelang Pastor Wacker, die zweite Oberin Albertine v. Lüderitz zu gewinnen. Sie war die Tochter des Flensburger Divisionskommandeurs und hat von 1883 bis 1927, also 44 Jahre, ihr Amt verwaltet. In ihr, deren Familie dem preußischen Adel angehörte und manchen durch sie gewonnenen führenden Kräften, war die Zugehörigkeit zum deutschen Kulturkreis und auch zum preußischen Königtum eindeutig betont. Durch die Kaiserin Auguste Viktoria aus dem schleswig-holsteinischen Herzogshaus entstanden auch persönliche Verbindungen. Die Kaiserin ist mehrfach im Hause gewesen, natürlich ein großes Ereignis und eine Unterstützung für die Diakonissensache. Als sie sich 1890 im Eßsaal mit Schwestern unterhielt, meinte eine, sich entschuldigend, daß sie dänische Muttersprache habe. Darauf die Kaiserin: „Sie können doch gewiß ein wenig deutsch, ich kann auch ein wenig dänisch.“ Pastor Wacker schreibt im Korrespondenzblatt: „Glücklich das Land, das neben seinem König und Kaiser solch eine Fürstin besitzt. Sie hat ein Herz für die Diakonissensache. Ihre Majestät ist eine Tochter unseres Landes, eine schleswig-holsteinische Prinzessin.“ Die Glieder des herzoglichen Hauses nehmen an allem, was in der Diakonissenanstalt geschieht, Anteil, bei den Festen, an den Gottesdiensten, auch unter den Spendern findet man immer die Prinzen und Prinzessinnen. So war also vaterländische Luft in der Flensburger Diakonissenanstalt. Bei der Zugehörigkeit zum nordschleswig-dänischsprachlichen Kirchenleben einerseits und der gleichzeitigen Bejahung der staatlich-preußischen Ordnung andererseits konnte Wacker natürlich die oft harte unverständige Schul- und Kirchenpolitik der Behörde nur beklagen. Wir haben darüber zwar keine Äußerungen in seinem Sprachrohr, dem Monatsblatt für Diakonie, auch Korrespondenzblatt genannt. Er war gewiß vorsichtiger als Pastor Paulsen in Kropp, der in seinem Blatt den preuß. Kultusminister angriff, weil der den Ochsenmarkt in Husum, aber nicht die Breklumer Missions- und Schulanstalten besucht hatte. Das gab Gefängnis für Pastor Paulsen, aber auch Posaunenmusik bei der Entlassung aus dem Gefängnis in Schleswig. Aber mit Sorge hat er verfolgt, wie im kirchlichen Verein für Innere Mission in Nordschleswig eine unterschiedliche Haltung zur nationa-

len Frage langsam Platz griff. Hatte die Erweckungsbewegung die Sammlung um Wort und Sakrament zur einen Hauptsache gemacht, so daß die Politik kein Gewicht besaß, so bekam langsam über die Liebe zum irdischen Vaterland als einer Gabe Gottes die Beteiligung am Volkstumsleben neues Gewicht. Die nordschleswigsche Innere Mission und die reichsdänische Innere Mission waren einig in der politischen Abstinenz und der Loyalität gegenüber dem Staat. Aber immer stärker wurden die Vorwürfe der dänischen Patrioten im Grenzgebiet, daß die Erweckungsbewegung ihre Gläubigen politisch steril mache und damit zu willfähigen Objekten preußischer Bestrebungen. Man zeichnete ihr Haltung mit den Worten: „Før jeg blev omvendt var jeg dansk.“ Ehe ich bekehrt wurde, war ich dänisch. Schließlich machte der Führer der Indre Mission in Dänemark, Beck, eine totale Kehrtwendung. Auch von dort her war die Liebe zu dänischem Wesen eine neue Begleitmusik. Die Abstinenz wollte wohl weiter gelten in der Haltung zu den politischen Parteien, aber nicht in der Frage des Vaterlandes. Das war natürlich ohne Probleme im dänischen Königreich, doch um so folgenreicher für die Innere Mission im preußischen Nordschleswig. In der nordschleswigschen Inneren Mission waren die meisten Laien-Missionare nicht nur dänisch-sprechend, sondern auch antipreußisch. Der Freund Wackers – Pastor Hans Tonnesen, Hoptrup, versuchte dieser Bewegung nicht nur negativ zu begegnen. So kamen neue Parolen zum Zuge. Der Christ solle und könne sich nicht nur distanzieren von der sog. Welt. Man wolle brüderlich das Gespräch über die brennenden Fragen des öffentlichen Lebens, auch der Beteiligung an ihnen in die Versammlungen hineinnehmen. Dabei zeigte es sich, daß es nicht die Fronten deutsch-dänisch nur waren – Tonnesen z. B. ist immer deutsch gewesen –, sondern neue Themen der Verkündigung. Der alte Verein für Innere Mission, der Träger der Erweckungsbewegung, spaltete sich. Es bildete sich 1912 eine neue Bewegung mit der Zeitschrift „Gamle Budsgab“. Führend waren Bracker, Breklum, Carl Matthiessen und Bertelsen. Wacker war schon im Ruhestand, aber er stand entschlossen auf der Seite der „Gamle Budsgab“. Es ging nach seiner Meinung darum, die Verkündigung rein zu halten von aller Vermischung mit zweitrangigen Fragen, die, wenn sie erstrangig werden, die Christen auseinander bringen, anstatt sie zu sammeln.

Der alte Verein war in seiner Verkündigung stark von ihm beeinflußt. Wacker galt auch für Tonnesen als Lehrer der Bewegung. Hatte Tonnesen doch noch zum 60. Geburtstag Pastor Wackers 1899 die Lutherische Konferenz in der Diakonissenanstalt erwähnt als Segen und Hilfe für die Pastoren gegen die Bazillen der Kritik, die viele namentlich jüngere Pastoren mit sich herumtrügen von der Universität her und wider die englische Krankheit, die Knochenerweichung, welche manche Pastoren namentlich im Verkehr mit den Kreisen der Erweckten sich leicht zuzögen. Aber mit seiner Stimme in der neuen nationalen Bewegung und Fragestellung drang Wacker nicht durch: „Wo der christliche Glaube“, sagt er, „wirklich zur Herrschaft kommt, bleibt nichts im menschlichen Leben von demselben unberührt.“ Er gewinnt Einfluß auch auf unsere nationalen und sozialen Lebensbeziehungen, „aber nie und nirgends darf er diesen irdischen

Lebensbeziehungen nebengeordnet werden, nie mit demselben so vermicht werden, daß der Heilsweg und die Einzigartigkeit des Evangeliums davon berührt oder dadurch verkümmert werden“. So in seinem Artikel von der Erweckung Grundvigs. Wenn Politik und Nationalität zu einer Scheidung zwischen denen führt, die im Glauben eins sind oder doch eins sein sollten, so hat dabei der Teufel seine Hand im Spiel. Wacker gab den Schülern Grundvigs Schuld an dieser Entwicklung. Gewiß war und ist die Grenzsituation zwischen zwei Volkstümern eine besondere, aber es liegen doch hier Erkenntnisse und Erfahrungen vor, die beachtet werden können, auch heute noch.

Wir denken auch an die Bewegung der Deutschen Christen in unserer Generation und nicht weniger an die außenpolitischen und internationalen, an die innen- und parteipolitischen Probleme unter Christen heute.

Wacker war sicher überzeugt wie Kaftan, daß in den nordschleswigschen Gemeinden die Pflicht bestünde, die Bedeutung der Muttersprache gerade für kirchliche Verkündigung und Gemeinschaft zu stärken und zu erhalten. Wie Kaftan seufzt unter der staatlichen Gängelung der Kirche, so ist auch Wacker voller Kritik an der Staatskirche. Er ist traurig über die Fehler der Regierung, aber er ist natürlich der Meinung, daß die Landeskirche mit ihren dänischen Gottesdiensten, für die ein eigenes Seminar unter Prahl in Hadersleben gegründet wurde, und mit ihrem dänischen Gesangbuch, in das auch Lieder von dem dänischen Pietisten Brorson und von Grundvig aufgenommen waren, dem Evangelium dienen und nicht, wie die dänischen Nationalisten behaupteten, preußische Vernebelungspolitik seien. Kaftan hatte zwar auf der Höhe seiner Jahre kein Verhältnis zur Inneren Mission, aber er hat doch Wackers Diakonissenanstalt gefördert und die Geistlichen der Inneren Mission in Nordschleswig gegen Unbill, Vergewaltigung und Strafen seitens der Staatsbehörde geschützt. Sie standen mit ihrer Abstinenz im politischen Kampf zwischen den Fronten. Wacker bekam die dänischen Tendenzen auch für die Diakonissenarbeit zu spüren. Es wurde 1895 von einem „Verein für Ausbildung in der Krankenpflege im Norden“ geworben. Die Innere Mission war, ohne daß sie es wollte, ein Politikum geworden. Kaftan schreibt: „Es gehört wirklich ein gut Stück Nervenkraft dazu und Elastizität, zwischen dänischem Haß und deutschem Unverstand nicht schließlich aufgerieben zu werden. Mir hängt das ganze Staatskirchentum zum Halse heraus.“

Mit zusätzlichen und z. T. gegensätzlichen Motiven war auch Wacker kein Freund der vom Staat abhängigen Kirche, aber seine Meinung, daß es nicht zu einer staatsfreien Volkskirche kommen könnte, hat sich doch nicht erfüllt. Diese Freiheit gewann die heutige Kirche erst mit ihren Verfassungen nach den beiden verlorenen Kriegen 1924 und 1951.

III. ZEUGE THEOLOGISCHER SPANNUNGEN

Auch Wackers theologische Gegner müssen feststellen, daß er nicht nur Kritiker der zeitgenössischen Universitäts-Theologie war. Er hat in unserer schleswig-holsteinischen Kirche Leben gewirkt. Generalsuperintendent Kaftan, mit dem zusammen er auf der Missionsversammlung in Hoyer sprach, als er noch Pastor in Rinkenis war, hat zwar von einem Bann gesprochen, mit dem er seine Freunde festhielt. Ganz anders berichten die, die ihm folgten, wie Rektor Asmussen in Flensburg. In Hoyer sprach er 1875 zu den 2000, die gekommen waren, über das Wort Jesu: „Ein Feuer anzuzünden, bin ich gekommen.“ Man bedenke, was es damals bedeutete, solche Zuhörerscharen zu sammeln. Es gab kaum öffentliche Verbindungen, keine Busse oder Autos. Es wurde keine Kirmes gemacht. Man kam, um in Gemeinschaft die Prediger zu hören. Er ist Kaftan auch verbunden geblieben, als Kaftan, wie man es damals nannte, Vermittlungstheologe und Generalsuperintendent geworden war, hat mit ihm auch als Vorsitzenden des Vorstandes des Landesausschusses der Diakonissenanstalt gearbeitet. Wacker blieb ein Mann seiner lutherischen Landeskirche. Kaftan soll einmal gesagt haben, daß die Prediger der Erweckung, wie Wacker einer war, wie Nadelstich im Popo der kirchlichen Amtsträger gewirkt haben, die zu sehr als Zuständige die Gemeindeglieder auf sich zukommen ließen, anstatt auf sie zuzugehen. Sie haben als belebendes Element in der Gemeindegliederarbeit gewirkt. Die Kreise, die gesammelt wurden, stellten Ansprüche an die Pastoren, ihre Predigt und ihre Seelsorge. Auch von Flensburg aus war er ein gern gerufener Prediger. Im Jahre 1896 teilt er mit, daß er neunzehnmal auswärts gepredigt habe. Nach 1904 predigte er, als schon die politischen Spannungen in der Erweckungsbewegung erkennbar wurden, bei Tonnesen in Hoptrup auf dänisch und es wird berichtet, daß bei den dort zur Aus- und Fortbildung sich versammelten Laienpredigern es ein Fest gewesen sei, wenn er dabei war. Von den lutherischen Konferenzen für Laien und Pastoren in der Diakonissenanstalt schreibt Jens Holt: „Diese Versammlungen auf deutsch-lutherischem Grund wurden für die Teilnehmer oft mit ihren aktuellen Themen das anregende „i-gang-settende“ Ereignis des Jahres. Sie wurden von Nord und Süd besucht und erreichten etwa die Hälfte jedenfalls der schleswig-holsteinischen Pastoren, und das ohne wesentliche öffentliche oder private Verkehrsmittel.“

Wie war Wacker diese geprägte und prägende Persönlichkeit geworden? In seinem Korrespondenzblatt hat er in dem Artikel „Wie einer zur Kirche kam“ den Weg eines Jungen beschrieben, mehr theologisch deutend, als biographisch zeichnend, aber es ist sein eigener Weg. Die Kirche in Kotzenbüll hat ihn mit ihrer Lage in der Landschaft, mit ihrer Orgel, ihrem Friedhof, ihrem Pastor, ihren Sonntagen den Sinn für das Heilige geweckt. Die Predigt war rationalistisch, aber voller Gemüt und Führung zur Tugend. Der Anfang des Lebens, die Taufe, die Mitte des Lebens – die Konfirmation, nicht so sehr der Unterricht, aber die erste Beichte mit Absolution und erstes Abendmahl, das Ende des Lebens – die häufige

Feier am Grabe – jede Erinnerung an die Heimat, erzählt er, ward ihm auch zu einer Erinnerung an die Kirche. Das war wenig und doch wieder sehr viel. Es sind grundvigionianische Grundstimmungen, in denen die Kirche und die Heimat den Menschen Unverlierbares, Wesentliches mitgeben. „Den Dienst,“ sagt er, „kann auch eine in der Lehre verkümmerte Kirche tun, da sie in ihrer Gestaltung Generationen übergreifende Fakten der Lebensdeutung verkörpert.“

Von Grundvig sagt Wacker in seinem Artikel „Grundvigs Erweckung 1910“: „Ich habe ihn einmal predigen gehört, er sah aus, wie ein Patriarch. Man hatte den Eindruck, daß alles, was er sagte, nicht gedankenmäßig vermittelt war, sondern unmittelbar aus einem inneren Schauen entsprang.“

Grundvig hat ja nicht die Wortverkündigung, aber das Apostolische Glaubensbekenntnis und die Sakramente Taufe und Abendmahl in den Vordergrund des kirchlichen Geschehens gerückt. Die Betonung des Nationalen, Altnordischen und überhaupt des rein Menschlichen hat er kräftig geltend gemacht. Er lehrt, erst müßte man ein rechter Mensch sein, ehe man ein rechter Christ werden könnte. Es ist klar, daß Wacker bei solcher Theologie nur entfernte Berührung mit Grundvig behalten konnte.

Bei der Rückbesinnung zieht Wacker die Summe, daß die Kirche, auch gerade die Landeskirche, für alle entstehenden freien Bewegungen Rahmen und Ziel bleiben solle. Die Kirche bleibt für ihn ein Instrument Gottes zur Berufung – die Kirche mit ihrem Bekenntnis.

Diese Haltung war in der aufgeregten Zeit nicht selbstverständlich; denn die Kirche war noch stark ein Teil des öffentlichen Behördenapparates. Auch sehr bekennnistreue Pastoren waren überzeugt, daß der Pastor nicht nur Pflicht, sondern auch alleiniges Recht zur Wortverkündigung habe. Das führte zur Abdrängung lebendiger Kreise in die Sekten. Wacker hat durch seine Konferenz und sein Buch „Die Laienpredigt und der Pietismus“ (1889) die starre Haltung vieler Pastoren gegenüber den Laien-Sendboten der Brüdergemeinde und des Vereins für Innere Mission in ihren Gemeinden überwunden. Er wies die Vereinbarkeit mit der Lehre der Augsburgischen Konfession über das Amt des Ordinierten nach. Andererseits hat er durch sein Buch „Die Heilsordnung“ auch für eine gründliche biblische und seelsorgerliche Schulung auch des nichtstudierten Predigers gesorgt. Es wird Wacker allgemein zugebilligt, daß er durch seine Lehrtätigkeit die kirchliche sektenabwehrende Haltung der nordschleswigschen Erweckungsbewegung begründet hat. Darin war er mit dem Leiter der Bewegung, Tonnesen, Hoptrup, einig. Es ging Wacker nicht darum, wer das Wort Gottes verkündigt, sondern daß es in Vollmacht und lauter und rein geschehe, d. h. schriftgemäß und bekennnistgemäß. Die Anstöße zu seiner, dem Pietismus sich nähernden Haltung nach seinen mehr rationalistischen und grundvigionianischen Eindrücken der Kindheit gab schon in Hadersleben die Berührung mit der von dem dänischen Philosophen Kirkegaard entfachten Kritik der Staatskirche. Der Propst an der Alt-Haderslebener Kirche, Kohfoot-Hansen, lehrte und wirkte im Sinne Kirkegaards. 1904 schreibt Wacker darüber: „Kirkegaards Einfluß ist wieder in der deutschen Philosophie unserer Tage wichtig geworden. Für die

Theologie und die Kirche hat besonders sein mächtiger Aufruf zur Innerlichkeit und zur Wahrhaftigkeit des Personenlebens weittragende Folgen gehabt. Die Erweckungsbewegung Dänemarks ist stark beeinflusst von seiner Kritik an dem Kirchenapparat und von seinem Ruf zum Glauben als persönlichem Erkennen im Unterschied von dem allgemeinen und wissenschaftlichen Erkennen – bewußt mit dem Paradoxen zu rechnen, das unser vernünftiges Erkennen durchbricht und uns vor die letzte Existenzfrage stellt, das ist Glaube.“ „Der Glaube muß Gott haben – unmittelbar, sofort, gewiß und ganz.“ Der Mensch wird nach Kirkegaard vor Gott ein einzelner. Man kann nicht „en masse“ das Heil erlangen. Darum gilt es, aus dem Gänsemarsch in dem großen Haufen sich zu lösen und persönlich wach zu werden, zu einer persönlichen Bekehrung zu gelangen. Er nannte es auch, „gleichzeitig werden mit Christus“, mit Christus leben. Pastor Wacker erkannte wohl die Übertreibungen im Kampf Kirkegaards gegen die tausend Brotstellen für das Christenheits-Christentum in Dänemark, von denen er sprach. Sie waren, nach Wacker, immerhin mit Ruf zum gleichzeitig werden mit Christus. Auch, daß der einzelne immer wieder Glied der Gemeinde ist, müsse nicht vergessen werden. Aber, einig war er darin, daß wo nicht die existenzielle Unruhe in bezug auf Gott erweckt wird, da wird die Kirche trotz Bekenntnis und Sakrament zum Prachtsarg, in welchem die Seelen den Schlaf des geistlichen Todes schlafen. Was Wacker an Kirkegaard anzog, das war die Genialität, mit der er das logische Wissen und das existenzielle Glauben auseinander hielt. Der Glaube als die Gleichzeitigkeit der Person mit Christus kommt in dem Vers seines Grabsteins zum Ausdruck – ein Vers von Brorson, von dem ein Denkmal in Tondern steht, und der ins Deutsche übersetzt so lautet:

„Noch eine kurze Zeit, dann ist's gewonnen,
dann ist der ganze Streit in nichts zerronnen,
dann darf ich laben mich an Lebensbächen
und ewig, ewiglich mit Jesus sprechen.“

Die Darstellung Kirkegaards hat Pastor Wacker gegeben in seinem Artikel „Kirchliche Reiseerlebnisse“ in seinem Blatt von 1903 bis Juli 1904.

Dort berichtet er auch über Gastein und die evangelische Diaspora, über München und den Katholizismus, über Erlangen und die zeitgenössische Theologie. Immer wieder versucht er, sich über das Verhältnis von Glauben und Wissen Rechenschaft zu geben. Der historisch-kritischen Behandlung der biblischen Texte gibt er ihr Recht, aber für das Erfassen der in dem Kanon der ganzen Bibel geschehenden Selbst- und Heilsoffenbarung Gottes fordert er klaren Unterschied zwischen den Quellen der Wissenschaften und der Theologie. Es gibt noch eine gläubige Theologie, sagt er, als er sich freut, in Erlangen noch einmal mit den Studenten Vorlesungen hören zu können. Überall sieht er zuviel Liebäugeln mit der Wissenschaftlichkeit und zu wenig kirchliche Eigenständigkeit. Sein Ausgangspunkt ist die Einheit der biblischen Offenbarung, nicht die Vielfalt und Originalität ihrer Träger.

Mit dem damals jungen Ihmels und seinem Buch über Wahrheitsgewißheit setzt er sich auseinander, aber größere Eindrücke hat er in Neuendettelsau aus der

Arbeit Löhes (+ 1872) und in Hermannsburg aus der Arbeit von Harms. Harms hat er selber nicht mehr gehört. Er starb 1865, aber mit der Hermannsburger Mission hat er schon in Nordschleswig aktive Verbindungen gehabt und immer Kontakte gehalten. Insgesamt erhebt er den Vorwurf, daß die Kirche sich für die Ausbildung ihrer Theologen zu sehr von der Universitäts-Theologie abhängig gemacht habe. Äußerungen über Otto Baumgarten habe ich nicht gefunden. Baumgarten war seit 1894 Professor der praktischen Theologie in Kiel und bekannt durch seine moderne Theologie.

Kritisch bleibt Wacker auch dort, wo in der Praxis es nicht um Lehrfragen geht, spitze Bemerkungen findet man über die evangelischen Pastoren, die mit ein bißchen Patriotismus und moderner Literatur den Badegästen aus gehobenen Ständen sich als Kanzelredner empfehlen, anstatt aus der Tiefe des Gotteswortes die Heilstatsachen zu verkündigen. Wenn ich in die Kirche gehe, will ich Gottes Wort hören, sonst kann ich ja auch in den Hörsaal gehen. Die Gemeinde wird zu leicht zum Publikum.

Weit hinter ihm liegt die Auseinandersetzung mit dem platten Rationalismus, bei der Klaus Harms in Kiel von Schleiermacher ausgehen konnte. Daß man immer noch Schleiermacher als religiösen Bahnbrecher ansieht, will ihm nicht in den Sinn.

In seinen Reisebeschreibungen findet man auch seine Stellungnahme zum Katholizismus. Er erlebt katholische Predigt und ist trotz des Inhalts beeindruckt von ihrer großen Deutlichkeit, Einfachheit und Klarheit. In der Münchener Frauenkirche erlebt er eine Totenmesse für den verstorbenen Papst Leo XIII. Den öffentlichen Einfluß der Kirche stellt er mit geteilten Gefühlen fest. Als er in Neuendettelsau das blühende evangelische Privatschulwesen erlebt und seinen Kummer bei der Kirche in Kiel los wird, daß er soviel Schwierigkeiten hat mit der Anerkennung der privaten Höheren Mädchenschule, sagt man ihm: „Ja, wir leben in Preußen, nicht in Bayern!“ Es fehlt das katholische Gegengewicht in Preußen.

Die katholische Arbeit in Deutschland hat inzwischen ein anderes Gesicht bekommen. Dem ökumenischen Gedanken will und kann sich niemand entziehen. In Flensburg braucht man nur an das gewandelte Verhältnis zum Franziskus-Hospital zu erinnern, das im Anfang klar auf Distanz und Kampf eingestellt war. Als nach 1864 die Niederlassung katholischer Orden im jetzt preußischen Schleswig-Holstein erlaubt war, entwickelte sich die Arbeit der Schwestern zum Krankenhaus. Pastor Wacker hat sich oft gewundert, wie wenig die Protestanten in bisher rein evangelischen Gebieten konfessionellen Standpunkt bezogen. Natürlich waren bei den Bemühungen um das Krankenhaus der Diakonissenanstalt auch einige Parolen bedingt durch die Frage: „Wieso können wir im evangelischen Land das nicht auch, was die Katholischen hier als Mission tun?“ Er schreibt von dem desolaten Zustand des kirchlichen Lebens, der dem Katholizismus das Alibi für eine Wiedergewinnung des lutherischen Nordens gäbe. Die Diakonissenanstalt muß zeitweise Ermäßigungen in den Pflegesätzen für Minderbemittelte anbieten, die um der billigeren Pflege willen sonst ins Franziskus-

Hospital gehen müssen. Inzwischen haben sich ja die Verhältnisse geändert. Gute Krankenhausarbeit hat eben für beide Konfessionen ihren Preis. 1879 berichtet Pastor Wacker über einen argen Druckfehler in der vorigen Nummer des Blattes – die Taxe kostet nicht 1,30 RM, sondern 1,15 RM. Alles ist in den gemeinnützigen Krankenhäusern damals auf die Hilfe durch Spenden der Freunde angewiesen, wie die äußere Mission, so die Innere Mission. Er schreibt 1907: „Unsere Diakonissen möchten freiwillig, ohne Entgelt dienen, aber alles hat seine Grenzen. Es ist Reichtum genug in der Welt, aber in den Kassen christlicher Anstalten meist kein Überfluß. Es könnte anders sein, aber es ist nicht anders. Soweit man uns nicht hilft, müssen wir uns selbst helfen.“

Wacker hat bei aller massiven Kritik am damaligen Katholizismus die tiefe Verbindung mit der alten Kirche und sieht die Reformation als die Wiedererweckung der mit der römischen Kirche gemeinsamen Tradition, die Heiligen, die Märtyrer, die Ordensgründer, die Ordensregeln, alles kommt kräftig in seinen Artikeln und im Unterricht vor.

Draußenstehende haben die Diakonissen oft als evangelische Nonnen gesehen – die Verwandtschaft ist auch nicht zu verkennen. Darin hat die Diakonie also ökumenisch gewirkt, ehe das Wort zum kirchlichen Wortschatz gehörte. Die Ansätze dafür sind in dem beiderseitigen Ernstnehmen biblischer Grundlagen zu sehen. Wie hätte Wacker sich wohl gefreut, wenn zu seiner Zeit ein solches Miteinander der Diakonissen und der Franziskanerinnen möglich gewesen wäre! Er hat ein zweibändiges Berufsbuch für Diakonissen veröffentlicht, das auch mehrfach übersetzt wurde. Es ist die Geschichte der Erneuerung des urchristlichen Diakonissenamtes, wie Flidner in Kaiserswerth es nannte, gleichzeitig die Geschichte der katholischen Krankenpflege-Orden. Für die Lebensform der evangelischen Diakonissen wählt auch er die drei Regeln der altkirchlichen Orden, den Verzicht auf Ehe, Eigentum und Selbstwahl des Arbeitsplatzes. Sie sind heute mit manchen Abwandlungen wieder lebendig, auch bei den Brüdern von Taizé, dem ökumenischen Orden in Frankreich und bei den sog. Kommunitäten. Er lehrt, daß der natürliche Stand und Beruf des Menschen im Erdenleben der beste Boden ist für die Betätigung des Glaubens, daß aber unter Umständen die Verzichtes das Natürliche sein können für den einzelnen und für den Dienst der Kirche. Wacker weist in seinen Artikeln über praktische Theologie am Schluß seines Amtes nach, wie das Mandat Jesu an die Kirche zur Ausbreitung des Evangeliums durch die besonderen Lebensformen zum besonderen Dienst, in der Ergänzung zur allgemeinen Zeugenpflicht jedes Christen erfüllt worden ist. Gleichzeitig reinigt er die Regeln von allen Mißdeutungen des Gelübdes und der religiös-verdienstlichen Leistungen.

Auf seiner ersten Rundreise durch andere Mutterhäuser ging ihm eine neue Welt auf. Es war das Erlebnis der anbetenden gottesdienstlichen Gemeinde. Seine liturgischen Entdeckungen verwirklichte er in seiner Flensburger Gemeinde, auch in der Eröffnung einer Werkstatt für kirchliche Kunst der Paramentik. Sein Abschied von der lebendigen Arbeit in Rinckenis und seiner Herausgabe des „Kirkelig Søndagsblad“ hat den Charakter des Wagnisses. Was fand er vor? Kein

Pastorat, das doch zum Status des Pastors gehörte – keine Kirche, statt dessen einen Betsaal im Altersheim, eine Gemeinde von 13 Schwestern. Zwar hatte Pastor Bruhn von Nikolai ihm die Wege geebnet, aber Pastor Wacker muß ein großes Vertrauen gehabt haben, daß aus diesem Bäumchen ein Baum werden kann. Persönlich waren er und seine Frau durch schweren Kummer gegangen. Vier Kinder starben ihnen in der Geburt oder bald nach der Geburt, das letzte an Typhus, der auch die Eltern befallen hatte. So fingen sie als kinderloses Ehepaar in Flensburg wieder an. An dieser Stelle sei vermerkt, daß von den in Flensburg später geborenen Kindern die Studienrätin Margarethe Wacker und der Journalist und Flensburger Verlagsleiter Albert Wacker in der Diakonissenanstalt den hundertsten Geburtstag des Vaters 1939 mitfeierten.

Pastor Wacker war trotz aller Spannungen nicht für eine Freikirche, sondern für die Landeskirche. Aber nicht von ihrer Organisation oder von den Behörden oder gar den Geldern erwartete er das Gelingen, er glaubte, was er lehrte, daß die Kirche da ist, wo Gottes Wort lauter und rein verkündigt wird. Er warb mit seiner Verkündigung in den Blättern an Freunde, aber er predigte den Wenigen in seinem Betsaal. Und es sammelten sich nicht nur seine Schwestern, auch eine Personalgemeinde bildete sich durch seine Predigt. So über die Predigt im kleinen Betsaal kam auch die spätere Oberin Albertine v. Lüderitz, Tochter des kommandierenden Generals in Flensburg. Schon nach acht Jahren mußte eine Kirche gebaut werden. Kein Pfennig dafür aus anderen Mitteln als den speziell hierfür gestifteten. Auch das spätere Pastorat ist ohne öffentliche oder landeskirchliche oder Diakonissenanstalts-Mittel entstanden. Das Kirchliche hielt Pastor Wacker ganz getrennt von dem Krankenhaus, um die geistliche Entwicklung seiner Gemeinde aus der öffentlichen Kritik herauszuhalten. Natürlich gab es Probleme mit der Landeskirche am Orte, z. B. mit der Zuständigkeit des Propsten. Die Diakonissenanstalt lag im Gebiet der St.-Marien-Gemeinde, aber sie wurde 1892 aus dieser Gemeinde ausgepfarrt und als selbständige Anstaltsgemeinde von der Landeskirche anerkannt und der Aufsicht des Bischofs unmittelbar unterstellt. Das entsprach ihrem besonderen Mitgliederstand und ihrer gesamtkirchlichen Aufgabe. Der Propst von Flensburg wie der Bischof von Schleswig ist immer zum Landesausschuß-Mitglied gewählt worden.

Von Anfang an hat ein besonderes Verhältnis zwischen Wacker und allen Kreisen der Landeskirche bestanden, die in der Erweckung und Vertiefung des Glaubenslebens ihre Aufgabe sahen, auch dort, wo die landeskirchliche Pfarrstelle sich nicht beteiligte. Mit dem Gemeinschaftsverein wollte es nicht so gelingen, wie in Nordschleswig. Am Anfang war z. B. Pastor Witt, der Begründer des Elisabeth-Kinderheimes in Havetoft, im Vorstand und unter den Predigern auf den Festen der Diakonissenanstalt. Aber dann gab es eine Auseinandersetzung mit dem Pietismus, wie er in manchen Gemeinschaftskreisen seine Form gefunden hatte. Die Flensburger Diakonissen wurden nach seiner Meinung zu unbiblischer und unchristlicher Nüchternheit erzogen. Pastor Wacker fragte beim Eintritt einer Probeschwester nicht nach einem Bekehrungserlebnis. Darüber gibt es eine Serie von Äußerungen aus den Jahren 1891 bis 1894 unter dem Thema

„Antwort auf Anrede – die Gemeinschaftsleute und die Diakonissensache“. Das Dokument dieser Aussprache ist das Buch über Wiedergeburt und Bekehrung und vor allem das Hauptwerk Wackers „Die Heilsordnung“. Es erschien 1898, in 2. Auflage 1905, 1960 ist es wieder herausgegeben auf Anregung Bischofs Hertrich von einem Hamburger Pastorenkreis unter Leitung von Missionsdirektor Dr. Martin Pörksen unter dem Titel „Ordo salutis“. Wackers Heilsordnung war tatsächlich eine Neuarbeitung dieses Themas „Ordo salutis“, wie es schon in der altprotestantischen Theologie verhandelt wurde. Aber er verarbeitete die Erfahrungen der Erweckungsbewegung Nordschleswigs. Ihn schmerzten die Mißverständnisse unter denen, die sich im lebendigen Christenglauben mühten. Es warnte vor dem Hängenbleiben an inneren Erlebnissen. In seiner Heilsordnung drängte er auf Klarheit in der bewußten Aneignung der Berufung Gottes bis zur Heilsgewißheit und dem bewußten Fortschritt des Glaubens. Man hat ihm vorgeworfen, er habe durch seine Systematisierung die Ordnung, den Weg des Glaubens zu schematisch und zu kompliziert dargestellt. Das geistliche Leben sei einfacher in seinem Verlauf. Darauf Wacker: „Das leibliche Leben verläuft auch sehr einfach, und doch wird jeder Arzt bestätigen, es ist außerordentlich kompliziert.“ Sein Ziel ist darzustellen, wie das Bewußtwerden des Glaubens vor Schwärmerei und Methodismus nur bewahrt wird, wenn die Rechtfertigung des Sünders die Mitte und der Gegenstand des Glaubens ist, und wenn die Aktivitäten Gottes die Erlebnisse begründen und begrenzen. Das Subjektive könne nur gesund bleiben, wenn es im Objektiven ruht. Es war keine Schreibtischarbeit, und er hat erfahren können, daß der glaubensmutige Anfang im Kleinen eine Gemeinde schuf, durch die wiederum weit ins Land hinaus gewirkt wurde. In Flensburg sammelte Wacker, außer den Diakonissen und der Zivilgemeinde, einen aktiven Lehrerstand. Das heutige „Hotel am Stadtpark“ entstand als sog. Vereinshaus, in dem ein reges freies Gemeindeleben sich betätigte. Man hat Pastor Wacker natürlich als Orthodoxen karriert. Aber er konnte sagen: „Der Klerikalismus und Orthodoxismus ist ebenso eine Krankheit wie der Independen-tismus und Pietismus, der Separatismus ebenso verkehrt wie der Unionismus. Das gläubige Christenvolk fürchtet sich mit Recht vor der toten Orthodoxie.“

Carl Matthiesen, der Nachfolger, der das Beste über Wacker geschrieben hat, sagte mir, seinem Nachfolger: „Ich konnte nicht in P. Wackers Schuhen gehen.“ Und in seinen Lebenserinnerungen: „Zwei einigermäßen selbständige Theologen werden sich auch bei gleicher Glaubensstellung in der Schriftfrage nicht immer ohne weiteres bis aufs Wort einigen können.“ Es gab und gibt also auch unter denen, die Wacker verehrten und verehren, fruchtbare Spannungen. Wacker war ein Kämpfer der Lehre in den Spuren Luthers, aber seine eigentliche Kraft erfuhren die Menschen, die nach Seelsorge fragten.

Als er sein Amt aufgab, waren von Hamburg bis Hadersleben 55 Gemeindegewesternstationen gegründet. Dazu arbeiteten Flensburger Schwestern in 18 verschiedenen großen Krankenhäusern, 15 Kindergärten, man sagte damals „Kleinkinderschule“, 7 Kinderheimen, 4 Altersheimen, in Indien in der Heidenmission, in Ricklinger und Innier Heimen. Gewiß, es waren die Jahrzehnte, in den an vielen

Stätten soziale und kirchliche Arbeit blühten. Aber eben in unserem Ort, in unserem Grenzgebiet, in unserer Kirche ist dies Werk nicht zu denken ohne den gesegneten Dienst von Pastor Emil Wacker.

LITERATUR

- 1 „Kirkeligt Søndagsblad“ mit:
- 2 Blade fra den ev.-luth. Diakonissenanstalt; Flensburg.
- 3 Korrespondenzblatt der Ev.-luth. Diak.-Anst. in Flensburg (Monatsblatt für Diakonie) Jahrgänge 1876–1913 ff.
- 4 Wackers Werke:
 „Wiedergeburt und Bekehrung“ 1892, „Die Laienpredigt u. der Pietismus“ 1889, Frucht u. Geduld, Epistel-Predigten, „Samariterliebe“, „Diakonissenspiegel“, „Der Diakonissenberuf“, I in Vergangenheit und Gegenwart, II nach seinen geistl. Bedingungen und Zielen, „Die köstl. Perle u. die Innere Mission“, „Maria, Natur u. Gnade“, „Phoebe“, Ges. Betrachtungen, 1902, „Eins ist not“ Konfirm. Unterricht 1896/1902, „Die Heilsordnung“ (Neu 1960 als „ordo salutis“), „Bekehrung und Bekenntnis“, Predigten.
- 5 Im Korrespondenzblatt
 „Wie einer zur Kirche kam, „Kirchliche Reiseerlebnisse“, „Die Diakonie u. die Gemeinschaftsleute“, „Zur Praktischen Theologie“, Asmussen: „Pastor Emil Wacker“, Korresp. Bl. Sept. 1913. Bezzel: „Erinnerungen“ über Wacker, Sept. 1915.
- 6 Handbuch v. J. M. Gleiß.
 Darin Carl Matthiesen, Ev.-luth. Diak.-Anst. Flbg. 1917/169.
- 7 Ev.-luth. Diak.-Anst. Flensburg 1874–1934, Carl Matthiesen.
- 8 Carl Matthiesen, „Aus meinem Leben“ 1948.
- 9 Kaftan, Erlebnisse u. Beobachtungen 1924.
- 10 Göbell: Kirche, Recht u. Theologie in 4 Jahrzehnten.
 Briefwechsel Theodor u. Julius Kaftan, 1967.
- 11 P. Emil Wacker von Margarethe Wacker, 1939.
- 12a Weitling, histor. Vorauss. des „Kirchl. Vereins für Indre Miss.“ in Nordschl. 1971.
- 12b Indre Mission i. Nord Slesvig før aifundretstifet. En Oversigt in Sønderjyske, Årbøger 1977.
- 13 Jørgen Larsen, Sønderjyllands Kirkehistorie 1946.
- 14 Pontoppidan Thyssen Dansk Praeste og Sognehistorie, Haderslev Stift, Heft 1.
 Darin Gregersen bis 1850, Urban Schröder 1850–1864, Jens Holdt 1864–1920, Nyholm: Bertel Godt, Henry Petersen, Th. Kaftan.
- 15 Jens Holdt, Emil Wacker (Sønderj. Maanedsskrift 1964).
- 16 Flensburg, Geschichte einer Grenzstadt 1964.
- 17 Aus Flensb. Geschichte im 19. Jahrh. 1969.
- 18 Flensburg in Geschichte u. Gegenwart 1972.
- 19 Grenzfriedenshefte 1955,
 Joh. Tonnesen, Kirche in unserer Grenzstadt, Göbell, Theod. Kaftan u. Der Norden.
- 20 Grenzfriedenshefte 1962,3
 Joh. Tonnesen „Frömmigkeit in Nordschl. bis 1920“.
- 21 1922 Albert Wacker: „Wie man Schleswig-Holsteiner wird“; Nordschleswiger.